

dtv

»Sie hatte ihn auf frischer Tat ertappt, auf ihrer Veranda. Er hatte sie nackt gesehen, ihre Brüste, ihren Nabel, ihre Schamhaare – und einen kurzen Moment lang wich der dumpfe Schock animalischer Überraschung aus seiner Miene. Sie hatte keine Angst, kein bißchen . . .« Als der japanische Matrose Hiro Tanaka irgendwo vor der Küste Georgias von Bord seines Frachters springt, trägt er naturgemäß außer einem Rettungsring nicht viel Gepäck mit sich: ein paar Dollar, das verblaßte Foto seines Vaters, den er nie gekannt hat, und, wasserdicht verpackt, Mishimas ›Weg des Samurai‹. Was ihm in Amerika blüht, hat er sich freilich nicht träumen lassen. Halbtot wird er auf eine gottverlassene Insel gespült, die außer von einer Künstlerkolonie nur von ein paar schwarzen Hungerleidern und rassistischen Rednecks bewohnt wird. Es beginnt eine lange, grausame und zugleich groteske Jagd auf den illegalen Einwanderer. Boyles tragikomischer Roman über die dramatische Begegnung zweier Kulturen, über die blutigen Mißverständnisse, die aus Unkenntnis des Fremden, des anderen entstehen, hält den Leser bis zum Schluß in Atem.

T. Coraghessan Boyle, geboren am 2. Dezember 1948 in Peekskill/New York, unterrichtet heute an der University of Southern California in Los Angeles. Für seinen Roman ›World's End‹ erhielt er 1987 den PEN/Faulkner-Preis.

T. Coraghessan Boyle
Der Samurai von Savannah

Roman

Deutsch von Werner Richter

Deutscher Taschenbuch Verlag

Für Georges und Anne Borchardt

Ungekürzte Ausgabe

Mai 1995

12. Auflage Juni 2006

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags

© 1990 T. Coraghessan Boyle

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

·East is East· (Viking Penguin, New York)

© 1992 der deutschsprachigen Ausgabe:

Carl Hanser Verlag, München · Wien

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ·Arrival· (1991) von Alex Colville

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-12009-8

ISBN-10: 3-423-12009-6

Wer sich entscheidet, fürchterlich zu leben und
fürchterlich zu sterben, der hat ein schönes Leben gewählt.

Yukio Mishima,
›Der Weg des Samurai‹

Gebor'n und groß gewor'n im Gestrüpp,
Br'er Fox. Gebor'n und groß gewor'n.

Joel Chandler Harris,
›Uncle Remus‹

ERSTER THEIL

Tupelo Island

Kleinigkeiten

Im Schwimmen drehte er sich vom Rücken auf den Bauch, schlug mit Armen und Beinen um sich, atmete prustend und schwer und hatte das Gefühl, schon ewig zu schwimmen. Vom Kraulen wechselte er zum Brustschwimmen, dann zum Yokohama-Beinschlag. Erschöpft klammerte er sich an den Rettungsring aus Kork wie ein amorphes Geschöpf der Tiefe, ein bleicher Lappen Haut. Irgendwann in der fünften Stunde dachte er an Suppe. An *miso-shiru*, Reistopf, eine dünne, nach Meer stinkende Brühe, die seine Großmutter immer aus Fischköpfen und Aal machte. Und er dachte an Bier – an Flaschen wie goldgelbe Juwelen in einem Bett aus Eis –, und schließlich dachte er an Wasser, nur noch an Wasser.

Als die Sonne unterging, alle Farbe mit sich nahm und eine Wasseroberfläche so glatt und kalt wie gehämmertes Zinn zurückließ, da klebte ihm die Zunge am Gaumen, und die innersten Sehnsüchte seiner Eingeweide nagten an ihm wie herrische kleine Tiere. Seine Hände waren aufgedunsen und wund, der Rettungsring scheuerte ihm die Arme auf, Möwen stießen dicht auf ihn herab, um ihn mit professionellem Blick zu fixieren. Am liebsten hätte er aufgegeben. Wäre in den Traum von Bett und Abendessen und Zuhause geglitten, hätte sich Zentimeter um Zentimeter in die Meeresbrühe hineinrutschen lassen, bis der Ring leer dahintrief und die anonymen Wellen sich über ihm schlossen. Doch er widerstand. Er dachte an Mishima und an Jōchō und an das Buch, das er unter dem jetzt schweren, ausgeleierten Rollkragenpulli um die Brust gebunden trug. Gewickelt in eine Plastikschtz-hülle mit Gleitverschluß, befestigt mit schwarzem Isolierband, klebte es an der Stelle, wo sein Herz schlug, und in dem Buch lagen vier komische, kleine, grüne amerikanische Geldscheine.

Wichtige Überlegungen sollte man auf die leichte Schulter nehmen, sagte Jöchō. *Kleinigkeiten sollte man ernst nehmen*. Ja. Natürlich. Was machte es schon aus, ob er lebte oder starb, ob er ans Ufer gespült wurde und dort ein Topf voll brodelnder Nudeln mit Schweinefleisch und grünen Zwiebeln auf ihn wartete oder ob die Haie ihm die Zehen anknabberten, die Füße, die Waden, die Schenkel? Was wichtig war, das war . . . der Mond. Ja: der kleine Bogen eines vollkommen geformten Mondes, wie eine Parenthese in den dunkler werdenden Horizont gemeißelt. Weiß und unberührt stieg er auf, schmal wie ein abgeschnittener Fingernagel. So vergaß er seinen Hunger, seinen Durst, vergaß die unzähligen Zähne des Meeres und machte sich den Mond zu eigen.

Gleichzeitig wußte er natürlich genau, daß er es schaffen würde, womit sich Jöchōs Ratschlag wesentlich leichter verdauen ließ. Nicht nur die vielen Vögel – Pelikane, Kormorane und Möwen, die westwärts zu ihren Schlafplätzen davonzogen –, auch die Gerüche der Küste sagten ihm das. Matrosen sprechen vom süßen Duft des Landes, der sie dreißig Meilen weit draußen auf dem Meer aufweckt, wenn er heranweht, er aber hatte ihn auf dieser seiner Jungfernfahrt nie wahrgenommen. Jedenfalls nicht an Bord der Tokachi-maru. Erst hier, als er flach auf dem Wasser lag und die zwanzig kurzen Jahre seines Lebens sich aufdröselten wie die Fasern einer ausgefransten Schnur, da spürte er ihn. Auf einmal war seine Nase ein Instrument von scharfer, präzise kalibrierter Empfindlichkeit, hundehaft und akkurat: Er konnte die einzelnen Grashalme an dem schwarzen Ufer unterscheiden, das da irgendwo vor ihm lag, und er wußte auch, daß dort Menschen waren, Amerikaner, mit ihrem Buttergestank, ihren Töpfen voll Mayonnaise und Ketchup und dergleichen, und daß sich unter ihnen toter, trockener Sand befand und Schlamm, in dem es wimmelte von Krabben und Fadenwürmern und all den unsichtbaren Partikeln der Verwesung, aus dem er sich zusammensetzt.

Und mehr noch, viel mehr: der Moschusduft wilder Tiere, der gesunde Gestank von Haustieren, von Hunden und Katzen und Papageien, der metallische Geruch nach Sprühlack und Dieselöl, das etwas süßliche Aroma der Auspuffgase von Außenbordmotoren, der Duft – so schwer und mächtig, daß ihm die Tränen kamen – von nachtblühenden Blumen, von Jasmin und Geißblatt und tausend anderen Dingen, die er noch nie gerochen hatte.

Er war zum Sterben bereit gewesen, und jetzt würde er es schaffen.

Er war kurz davor. Das wußte er. Er stieß mit den Beinen in das dunkler werdende Wasser.

»Sollten wir nicht ein Licht anmachen oder so was?«

»Mmh?« Seine Stimme war ein warmes Murmeln an ihrer Kehle. Er war halb eingeschlafen.

»Positionslampen«, sagte Ruth, ebenfalls ganz leise, fast flüsternd. »So heißen die doch, oder?«

Das Boot schaukelte sanft in der Dünung, sachte und schwingend wie in einer Wiege, wie das große, schwere Bett mit der »Zauberfinger«-Massage in dem Motel, wo sie in ihrer ersten Nacht in Georgia gelandet waren. Eine leichte Brise wehte auch, süß und salzig zugleich, milde, aber doch kräftig genug, um die Moskitos in Schach zu halten. Das einzige Geräusch kam vom Wasser, das das Boot umschmeichelte, ruhig und rhythmisch, ein Plätschern und Fließen, in dem die Melodie eines alten Liedes anklang, das sie seit zehn Jahren vergessen hatte. Die Sterne waren lebendig und wach. Die Flasche mit Champagner war kalt. Er antwortete nicht.

Ruth Dershowitz lag nackt im Bug von Saxby Lights' fünfeinhalb Meter langem Motorboot. (Eigentlich gehörte das Boot seiner Mutter, so wie alles in und um das Große Haus auf Tupelo Island.) Saxby lag ausgestreckt neben ihr, die Wange schläfrig gegen ihre Brust gedrückt. Jedesmal, wenn das Boot in ein Wellental sackte, entfachte die Reibung seines modischen Stoppelbarts win-

zige Feuer, die bis hinunter in ihre Zehen loderten. Fünf Minuten vorher hatte Saxby vor ihr gekniet, hatte ihre Hüften auf der breiten, flachen Planke des Sitzes zurechtgeschoben, ihre Schenkel gestreichelt, so daß sie sich öffneten, und war in sie eingedrungen. Zehn Minuten davor hatte sie zugesehen, wie er im schwindenden Licht einen Ständer bekam, während er auf der Ruderbank vor ihr saß und vergeblich versuchte, eine Luftmatratze aufzublasen, damit sie es bequem hätten. Sie hatte ihn beobachtet, nachdenklich und erregt, bis sie schließlich raunte: »Laß es gut sein, Sax – los, komm schon!« Und jetzt war er eingeschlafen.

Eine Zeitlang horchte sie auf das Wasser und dachte an gar nichts. Und dann stieg das Bild von Jane Shine, ihrer Feindin, vor ihr auf, doch sie verscheuchte es mit einer Vision des eigenen, unausweichlichen Triumphes, ihre noch unstrukturierten Erzählungen kristallisierten zu Kunst, eroberten Literaturmagazine und erstaunten die Welt, und dann dachte sie an das Große Haus, dachte an ihre Schriftstellerkollegen, an die Bildhauer und Maler und an die schieläugige Komponistin, deren Musik wie der schleppende Tod in einer Metronomenfabrik klang. Eine Woche war sie jetzt schon mit ihnen zusammen, die erste Woche eines unbefristeten Aufenthalts – einer Serie von Monaten, die nun in ihrer Phantasie zum Leben erwachten: Monate mit kleinen Koboldgesichtern und eingezogenen Köpfen, beim fröhlichen Bockspringen hinein in eine ruhmreiche, grenzenlose, sonnenhelle und mietfreie Zukunft. Keine Servierjobs und keine Zeilenschinderei mehr, nie wieder Restaurant-Kritiken, Banalitäten für Käseblätter wie ›Parade‹ oder ›Cosmopolitan‹ – Peinlichkeiten über Safer Sex, Sex in der Dusche oder »Frühstück bei ihm zu Hause«. Sie konnte so lange bleiben, wie sie wollte. Für immer.

Sie hatte jetzt Verbindungen.

Der Gedanke lullte sie ein, und ehe sie sich's versah, driftete sie davon, wurde vom Champagner, der Nacht,

die wie eine Decke war, und dem wohligen Schaukeln des Bootes in die verschwommenen Gefilde des Unbewußten gezogen, und bald streiften weiße Meeresgeschöpfe durch ihren Traum. Sie trieb im Wasser, und auf einmal schoß ein Dutzend blasser Wesen wie Torpedos auf sie zu, sie schrie auf . . . aber es war alles gut, sie lag in Saxbys Boot, die Sterne blinkten, und sie war wach – einen Augenblick lang –, ehe sie in den Traum zurückglitt. Delphine, nur Delphine waren es, das sah sie jetzt, und sie spielten mit ihr, stupsten ihr die Flaschenschnauzen zwischen die Beine und hoben sie auf ihre glitschigen Stromliniensschultern . . . aber dann ging etwas schief, und sie war wieder allein im Wasser, und da war noch etwas anderes: ein Schatten stieg aus der Tiefe auf, düster und schnell, und rempelte sie an, mit einem so festen Stoß, daß sie aufwachte. »Sax?« Zuerst glaubte sie, sie seien mit einem anderen Boot kollidiert, weil sie kein Licht gemacht hatten – ihre Gedanken waren noch etwas wirr –, »Sax? Hast du das auch gespürt?«

Saxby hatte einen festen Schlaf. Einmal in Kalifornien, da hatte er weitergeschlafen, obwohl der Radiowecker sich dreimal anschaltete, ein Erdbeben die Bilder von den Wänden schüttelte und die Marschkapelle der Universität auf der Wiese hinter seiner Wohnung eine Probe abhielt. »Wie?« fragte er, »häh?« und hob dann langsam den Kopf von ihrer Brust. »Gespürt? Was denn?«

Aber dann erstarrte Saxby plötzlich. Sie lag auf dem Rücken und betrachtete ihn, als seine Muskeln sich mit einem Mal anspannten und er verblüfft »Was zum Teufel?« knurrte, und da blickte auch sie auf und sah direkt in die Augen einer Erscheinung. Gespenstisch und unvermutet stieg im fahlen Mondschein über dem Heck ein Gesicht auf. Es dauerte einen Moment, aber dann begriff sie: Das war ein Mensch. Ein Mensch, der sich an ihr Boot klammerte, mitten in der Nacht draußen auf dem Peagler Sound. Sie sah ihn, ja, die Haare hingen ihm in die Augen, seine Züge hatten etwas Eigenartiges, sie sah

seinen verwirrten, erschöpften Gesichtsausdruck, der sich nun wie in Zeitlupe zu einer Miene des Entsetzens wandelte. Er stieß ein Quietschen aus – ein Quietschen, das die kleinlichen Grenzen von Sprache und Kultur transzendierte –, und dann, ehe sie noch Zeit hatte, sich ihrer Nacktheit bewußt zu werden, war er wieder verschwunden.

Im nächsten Augenblick waren sie und Saxby auf den Füßen, kämpften sich in ihre Kleider und verhedderten sich mit Armen und Beinen, weil das Boot schwankte und schaukelte. »Verdammt!« fluchte Saxby, der mit der einen Hand seine Shorts zusammenhielt und mit der anderen an der Ankerleine zerrte. »Du blöder Scheißkerl! Komm sofort zurück!«

Wer es auch gewesen war – Gespenst, Voyeur, Scherzbold, Schiffbrüchiger oder Surfer in Seenot –, er hatte nichts dergleichen im Sinn. Im Gegenteil: Er war auf der Flucht. Ruth hörte ihn durchs Wasser pflügen, und jetzt, da sie sich abrupt aufsetzte und nach ihrem T-Shirt tastete, nahm sie ihn auch schemenhaft wahr: Der dunkle Keil seines Kopfes teilte das schwarze Wasser, etwas Weißes blitzte auf – eine Rettungsweste? ein Surfbrett? –, und die Gischt, in der das Plankton phosphoreszierte, zog hinter ihm einen Chimärenschweif.

Fluchend wuchtete Saxby den Anker ins Boot und schleuderte ihn in den Kiel. Ein Gestank nach Schlamm, nach kotiger Verwesung, stieg ihr in die Nase. »Was ist mit dem Typen bloß los?« fauchte Saxby, und seine Hände zitterten, als er den Außenborder anwarf. »Ist das ein Perverser oder was?«

Ruth saß am Bug und blickte immer noch dem Schatten des fernen Schwimmers nach. »Er sah so« – sie wußte gar nicht, was sie sagen wollte, noch war ihr nicht klar, was ihr an ihm Besonderes aufgefallen war –, »er sah irgendwie merkwürdig aus.«

»Allerdings«, knurrte Saxby, als der Motor aufheulte, »chinesisch oder so.« Und dann gab er Gas, das Boot

drehte sich um seine Achse, und sie schossen davon, dem Schwimmer hinterher.

Der Wind fing sich in Ruths Haar, als sie die Shorts anzog. Ihr Herz hämmerte. Sie war durcheinander. Was war passiert? Was taten sie eigentlich? Es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Unter ihr klatschten die Wellen gegen das Boot, sie klammerte sich an die Sitzbank und spürte die Gischt im Gesicht. Gleich hatten sie den hektischen Schwimmer eingeholt, da fuhr sie zu Saxby herum und schrie auf.

Auf einmal hatte sie Angst vor Saxby, zum erstenmal in all den Monaten, die sie ihn nun kannte. Er war ein anständiger, netter, ruhiger Typ, der Campari mit Soda trank und dem seine großen Füße peinlich waren, das wußte sie, dennoch ließ sich unmöglich voraussagen, wie er in einer Situation wie dieser reagieren würde. »Du Dreckskerl!« fauchte er, und sie sah im kalten Mondlicht, wie er die Zähne zusammenbiß. Einen Moment lang stellte sie sich vor, wie der unglückliche Schwimmer von der glatten, schimmernden Faust des Bootsrumpfes plattgewalzt wurde. »Nein!« schrie sie, aber als sie mit der dunklen, um sich schlagenden Gestalt im Wasser auf gleicher Höhe waren, nahm er das Gas weg.

»Jetzt wollen wir uns dieses Arschloch mal ansehen«, sagte Saxby und ließ die Taschenlampe aufleuchten.

Zum erstenmal sah sie den Störenfried genauer. Da war er, keine zwei Meter vor ihnen kämpfte er mit der Bugwelle des Bootes. Sie sah Strähnen rötlichen Haars, seltsam verzerrte Gesichtszüge, unergründliche Augen, in denen sich Entsetzen spiegelte, und dann schwamm er in voller Panik weg vom Boot, aber Saxby schwang das Ruder herum und folgte ihm. Er drehte durch, dieser Mann da im Wasser, er schlug um sich und keuchte, kämpfte um den Rettungsring, den er hielt, und plötzlich war ihr klar, daß er kurz davor war zu ertrinken. »Er ist am Ersaufen, Sax!« rief sie. »Vielleicht ist er von einem Schiff über Bord gegangen.« Der Motor sang, Vollgas,

dann Leerlauf. Die Wellen klatschten gegen das Boot. »Wir müssen ihn retten.«

Sie wandte sich Saxby zu. Seine Wut war verraucht, sein Gesicht gefaßt, ja beinahe zerknirscht. »Ja«, sagte er, »hast recht. Ja, klar.« Und er stand auf, glich mit den Knien die schaukelnden Bewegungen des Bootes aus und hielt die Taschenlampe hoch, als könnte die Kraft des Lichtstrahls den Ertrinkenden an Bord hieven.

»Wirf ihm ein Seil zu«, drängte sie. »Schnell!«

Der blind um sich schlagende Mann im Wasser erinnerte sie an den kleinen, sechzig Zentimeter langen Alligator, den Saxby eines Nachts im Schein einer Taschenlampe mit einem spitzen Stab aufgespießt hatte, draußen am Teich hinter dem Großen Haus. Das Vieh war reglos dahingetrieben, nicht belebter als ein Baumstamm oder Grasbüschel, bis auf das Feuer, das seine Augen im Licht reflektierten, und dann hatte Saxby zugestoßen, und es war zusammengeklappt wie ein Taschenmesser, verschwunden, abgetaucht in die verschlungenen Tiefen, um gleich darauf blitzschnell wieder hochzufahren wie ein Stilet, wild und verletzt und zähneblitzend und sterbend. »Los, pack ihn, pack seinen Arm«, sagte Saxby und steuerte das Boot dicht heran.

Aber der Ertrinkende wollte sich nicht am Arm packen lassen. Er erstarrte, stieß den Rettungsring von sich und brüllte sie an, brüllte ihr ins Gesicht, daß sie das Gold in seinen Zähnen blitzen sah. »Gehn weg!« brüllte er. »Gehn weg!« Und dann tauchte er unter dem Boot hindurch.

Danach war er verschwunden. Kein Geräusch, keine Bewegung. Der Motor spitzte, das Boot trieb ab. Auspuffgase hüllten sie ein, bitter und metallisch.

»Total bekloppt«, stellte Saxby fest. »Muß ein Entspringener aus Milledgeville sein oder so.«

Sie antwortete nicht. Ihre Finger krallten sich in das bleiche, gesplitterte Holz des Dollbords, bis sich die Knöchel weiß färbten. Sie hatte noch nie jemanden sterben

sehen, hatte noch nie einen Toten gesehen, nicht einmal ihre Großmutter, die netterweise während ihrer Europa-reise dahingeschieden war. Etwas stieg in ihrer Kehle hoch, ein dicker Klumpen aus Kummer und Bedauern. Die Welt war verrückt. Eben noch hatte ihr Geliebter sie im Arm gehalten, alles war ruhig und still gewesen, die Nacht über sie gebreitet wie eine Decke . . . und jetzt war ein Mensch tot. »Sax«, sagte sie flehend zu ihm, »kannst du nicht irgendwas tun? Kannst du ihm nicht nachschwimmen und ihn retten?«

Saxbys Miene war unergründlich. Sie kannte jede Faser von ihm, kannte die Punkte, wo sie ihn verletzen und wo sie ihn beglücken konnte, sie konnte ihm die Seele herausreißen, sie mit den Händen auswringen und zum Trocknen aufhängen wie ein Taschentuch. Aber das hier war etwas Neues. Sie hatte ihn noch nie so gesehen. »Scheiße«, sagte er schließlich, und jetzt wirkte er verängstigt, das war in Ordnung, diesen Zustand erkannte sie wieder, »da ist ja kein Schwein zu sehen. Wie soll ich ihm nachschwimmen, wenn ich ihn nicht mal sehe?«

Sie sah den Strahl der Taschenlampe, der ziellos über die Wasserfläche huschte, und dann hörte sie etwas, ein leises Plätschern, den sachten Schlag von spritzendem Wasser. »Da drüben!« rief sie, und Saxby fuhr mit der Lampe herum. Einen Moment lang sahen sie gar nichts, dann kam das Ufer mit seinem kurzen dunklen Bart aus Strandgras ins Blickfeld, wie ein Dia, das man in den Projektor schiebt. »Da!« schrie sie, und da war er, der Schwimmer. Er stand jetzt, das Meer klatschte gegen seine Gürtelschlaufen, ein nasses weißes Hemd hing an ihm herunter wie ein Lappen.

»He!« keifte Saxby, jetzt wieder wütend und aufgebracht. »He, du da? Ich rede mit dir, du Penner! Was glaubst du eigentlich –?«

»Psst!« warnte ihn Ruth, doch zu spät: Der Fremde war schon wieder weg, von der Vegetation verschluckt, trampelte durch das Schilf wie ein angeschossenes Reh, uner-

kannt. Das Meer lag wieder unbewegt im Schein der Lampe. Das Bild war leer. In diesem Augenblick trieb der Rettungsring ins Blickfeld, knapp außerhalb ihrer Reichweite, in einem Knäuel aus Seetang und Plastikmüll. »Laß mich mal –« Sie streckte sich keuchend danach aus, aber Saxby kam ihr entgegen und fuhr mit dem Boot ein Stück näher heran. Und dann hatte sie ihn, den aus dem Wasser gefischten Schatz, der nun tiefend in ihrem Schoß lag.

Sie drehte den Ring um, und da standen sie, die knallroten Schriftzeichen, die den Namen *Tokachi-maru* bezeichneten. Natürlich konnte sie das nicht lesen, trotzdem war es wie eine Erleuchtung. Saxby stand über ihr und starrte den Rettungsring an, als wäre es ein Fang von unschätzbarem Wert. Das Licht erfaßte ihren Schoß, eine leichte Brise wehte den Duft der Küste heran. »Ja«, sagte sie dann, »chinesisch.«

Die *Tokachi-maru*

Hiro Tanaka war jedoch ebensowenig Chinese wie sie. Er war ein Japaner vom Geschlecht der Yamato – mütterlicherseits jedenfalls, da gab es keinen Zweifel –, und er hatte die *Tokachi-maru* unter erschwerten Umständen verlassen. Tatsache war, er war von Bord gegangen. Gesprungen, um genauer zu sein. Nicht, daß er sich in ein Barmädchen verschossen hätte oder sternhagelvoll in einer dunklen Gasse zusammengesunken wäre, während sein Schiff den Anker lichtete: Nein, er hatte einen vorsätzlichen, todesverachtenden Sprung ins Nichts getan. Wie sein Idol Yukio Mishima, und zuvor dessen Idol, Jōchō Yamamoto, war Hiro Tanaka ein Mann von Entschlußkraft. Als er von Bord ging, setzte er sich über kleinliche Wortklauberei hinweg: Er ging gleich *über* Bord.

Am fraglichen Tage pflügte die *Tokachi-maru* auf nördlichem Kurs an der Küste Georgias entlang, mit einer Ladung von Traktorenteilen, DAT-Kassettenrecordern und Mikrowellenherden unterwegs nach Savannah. Es war ein Tag wie jeder andere, der Wind war kräftig, die Sonne brannte sich in den Himmel, der 12 000-Tonnen-Frachter bügelte die Wellen glatt, als wären es Falten in einem Hemd. Bis auf sechs Mann saß die vierzigköpfige Crew bei einem Mittagessen nach westlicher Art (Corned Beef mit Ölsardinen, Rührei und Pommes frites, alles friedlich vereint in einem einzigen Topf und verfeinert mit Steaksoße und scharfem Senf.) Kapitän Nishizawa war in seiner Kabine und schlief den als Aperitif genossenen Sake aus, Steuermann Wakabayashi und der Erste Maat Kuma befanden sich im Kartenraum beziehungsweise am Steuerruder, die Leichtmatrosen Ueto und Dorai hatten Wache, und Hiro saß im Arrest.

Genauer genommen saß Hiro in einem Lagerraum auf

dem dritten Deck. Dieser war mit sechs Quadratmetern ungefähr so groß wie die Wohnung, in der er mit seiner Großmutter gelebt hatte, ehe er auf der *Tokachi-maru* angeheuert hatte, und wurde von einer einzigen flackernden 40-Watt-Glühbirne erhellt. Man hatte Hiro eine Holzschüssel und Stäbchen zur Deckung seines Nahrungsbedarfs gegeben, einen Eimer, in den er sich entleeren konnte, und zum Schlafen einen Futon, den er auf dem kalten Stahlboden ausgebreitet hatte. Belüftung gab es keine, und der kleine Raum stank nach Desinfektionsmittel und dem Schweröl, das Tag und Nacht in den schweren Dampfturbinen verfeuert wurde. Zwanzig Mops, zwanzig Eimer und sechzehn Besen hingen an Schraubhaken von den Wänden. Diverse Gegenstände – Farbkratzer, leere Sapporo-Bierkisten und ein einzelner, teerbespritzter Nike-Turnschuh – lagen dort, wo der letzte hohe Seegang sie verstreut hatte. Die Tür war von außen verriegelt.

Obwohl Hiro ein gewissenhafter, wohlerzogener und friedfertiger Mensch war, so still und bedächtig, daß er unter seinen Schiffskameraden nahezu unsichtbar wirkte, saß er gefangen in dieser gräßlichen Stahlkammer, bekam eine strenge Diät aus zwei Bällchen weißem Reis und einer Blechtasse Wasser täglich, und all dies wegen eines für ihn eigentlich untypischen Aktes der Auflehnung: Er hatte sich dem ausdrücklichen Befehl eines Vorgesetzten widersetzt. Der Vorgesetzte war Steuermann Wakabayashi gewesen, ein Überlebender der Schlacht von Rarotonga, dem heute noch ein Schrapnell im verlängerten Rücken, in den Armen, Beinen, Füßen und der Schädelbasis steckte, und der infolgedessen ein etwas hitziges Temperament besaß. Er hatte Hiro ausdrücklich Befehl erteilt, davon abzulassen, die Lufröhre des Ersten Kochs Chiba zusammenzupressen, der zu dieser Zeit unter dem vollen Gewicht des ergrimmt Hiro hilflos um sich tretend auf dem Boden der Kombüse lag. Und das war nicht wenig, denn mit seinen ein Meter achtund-